



**„Die Liebenswürdigkeit des Christentums erlebbar machen –
Eine Herausforderung an die Kirche der Gegenwart“**

**Symposion der Eugen-Biser-Stiftung
im Cistercienserkloster St. Marien zu Helfta bei Eisleben
von Donnerstag, dem 15. Juli, bis Sonntag, dem 18. Juli 2010**

**„Das Christentum ist
keine Religion der Angst!“**

**Die neue Theologie Eugen Bisers als Wegweiser für eine glaubwürdige
Pastoral in einer säkularisierten Gesellschaft**

**Vortrag von Professor Dr. Karl Schlemmer
am 17. Juli 2010**

Das innerste Geheimnis des Christentums

Um das Wesen des Christentums und folglich auch seines Gottesdienstes und seiner Seelsorge näher definieren und einordnen zu können, scheint es in der Gegenwart unerlässlich zu sein, auf eine lange Zeit vergessene Dimension zu verweisen, die für das Verständnis von Christentum von nicht unwesentlicher Bedeutung ist. Es muss nämlich grundsätzlich, wie Eugen Biser es sagt, festgehalten werden, dass das Christentum keine asketische und moralische Religion, sondern wesentlich eine therapeutische und mystische Religion ist. Zugegeben, das klingt einigermaßen fremd. Denn dass das Christentum eine Religion des Opfers, eine Religion der Askese, eine Religion des Kreuztragens ist, das ist uns von Kindesbeinen an vielfältig beigebracht und eingebläut und ins Bewusstsein gehoben worden, so dass es fast als Frevel erscheint, wenn man an dieser Überzeugung rüttelt. Biser tut es bewusst, und zwar aus der Überzeugung heraus, dass das Christentum hier in einem signifikanten und fundamentalen Unterschied steht zu den primär asketischen Religionen wie beispielsweise der Buddhismus. Wer die Lehre Buddhas ins Visier nimmt, der weiß, dass Buddha alles Elend auf die Leidenschaften zurückführt, die Leidenschaften ihrerseits auf den Lebenswillen, so dass Erlösung darin besteht, indem der Mensch den Lebenswillen in sich ertötet und in einen Zustand der absoluten Indifferenz eintritt, der ihn schließlich ins Nirwana führt. Das ist also eine primär und echt asketische Religion, die auf die Austrocknung des Lebenswillens ausgerichtet ist. Deshalb kann dann auch ein zum Buddhismus konvertierter Christ, der nach längerer Zeit zum Christentum wieder zurückkehrte (Paul Williams), in seinem Buch (Mein Weg zu Buddha und zurück, Pattloch München 2006) schreiben: „Aus christlicher Sicht ist der Buddhismus ganz eindeutig eine Form des



Atheismus.“ Und bei genauerem Hinsehen entpuppt sich der Buddhismus gerade hinsichtlich des unerbittlichen Gesetzes von Ursache und Wirkung, das im Karma begründet ist, als eine buchstäblich gnadenlose Religion, aller lächelnden Menschenfreundlichkeit des Dalai Lama zum Trotz. Dieser freundliche alte Herr im Gewand eines Mönches ist beliebt. Seine Heiligkeit kommt aus einer anderen Welt und schon darum ist er ein interessanter Gast. Glaubt man den Medien und ihren Umfragen, dann steht der 14. Dalai Lama bei den Deutschen höher im Kurs als Papst Benedikt XVI., obwohl oder gerade weil im Grunde beide „Heiligkeiten“ ein Problem haben.

Jeder, der die Lehre Buddhas einmal näher erkannt hat, wird wissen, dass solch ein Denken Jesus denkbar fremd ist. Er hat keinerlei Interesse an der Unterdrückung unseres Lebenswillens. Im Gegenteil, im Unterschied zu seinem Täufer Johannes sagt er einmal – und das ist eines der härtesten Worte, das zweifellos die originale Sprache Jesu (*ipsissima vox*) überliefert hat: „Johannes ist gekommen, er isst und trinkt nicht, und sie sagen: er ist von Dämonen besessen. Der Menschensohn (er meint sich damit selbst) ist gekommen, er isst und trinkt, darauf sagen sie: dieser ‚Fresser und Säufer‘!“ (Mt 11, 18f). Es ist eindeutig, dass Jesus kein Nein zu den Lebensvollzügen des Menschen gesprochen hat. Das heißt selbstverständlich nicht – und ich möchte dies mit Nachdruck betonen, um nicht missverstanden zu werden –, dass das Christentum eine Religion zu Diskontpreisen ist, in der es keine Entbehrungen, keine Verzichtleistungen, kein Opfer gibt; ganz im Gegenteil.

Die Liebe Gottes, die Liebe Christi fordert uns heraus, oder wie es Paulus in seinem zweiten Brief an die Gemeinde zu Korinth ausdrückt: „*Caritas Christi urget nos*“ (2Kor 5, 14). Sie ist das eigentliche Zentrum des Christentums. Man kann nach meiner Überzeugung das Christentum in einem einzigen Satz zusammenfassen, den bereits die mittelalterliche Frauenmystik hier in Kloster Helfta so zum Ausdruck gebracht hat: Gott liebt dich. Aber das ist ein Satz von ungeheurer Gewalt, von ungeheurer Herausforderung, ein Satz, der uns nicht allein das Äußerste gibt, sondern auch das Äußerste abverlangt. Und insofern ist das Christentum selbstverständlich eine Religion von allerschwersten Forderungen bis hin zur Feindesliebe. Etwas Härteres kann dem Menschen nicht mehr abverlangt werden als das, was Jesus ihm abverlangt hat. Aber er hatte Gründe, es zu tun, und er konnte das fordern, weil er noch Größeres dem Menschen geschenkt hat.

Und jetzt noch einmal mit Eugen Biser: das Christentum ist keine asketische und moralische, sondern eine therapeutische und mystische Religion. Denn es geht davon aus, dass der Mensch krank ist. Das ist eine Aussage, die jeden trifft, auch den Gesundesten. Denn wir alle leiden unter einer Krankheit, die der dänische Theologe Sören Kierkegaard diagnostiziert hat mit einem Buch, dem er den Titel „Die Krankheit zum Tode“ gegeben hat. Das ist unsere Krankheit; eine Krankheit, die wir, so meine ich, täglich durchleben und durchleiden in dem vorgezogenen Tod, in dem täglich erlittenen Tod. Und dieser tägliche Tod ist die Angst, die sich etymologisch von „Enge“, „Engegefühl“ herleitet. Hier handelt es sich, wie Biser sagt, um drei Grundängste des Menschen. Zum einen ist dies die Angst vor einem grausamen und strafenden Gott, einem Gott der Vernichtung und des Leids; zum



anderen handelt es sich um die Angst vor dem Mitmenschen, dem man alles Böse zutraut, wobei dieses Misstrauen auch auf die eigene Person zurückfällt. Daraus erschließt sich zum dritten die Angst des Menschen vor sich selbst, vor seiner Schwachheit und Hinfälligkeit, die Angst vor dem eigenen Versagen, die Angst weniger zu leisten oder nicht genügend zu leisten, die Angst nicht zu genügen und im harten Konkurrenzkampf unterzugehen. Zu diesen Grundängsten gesellt sich noch eine weitere Angst. Je mehr die Lust am freien Leben und Lieben, an verrohender sexueller Libertinage steigt, desto mehr wächst naturgemäß die Angst vor dem Sterben. Alle Lust will Ewigkeit und keine Krankheitscham, doch wenn die Medizin das ewige Leben nicht schafft und die traditionellen Bindungen immer lockerer werden, braucht es einen anderen Trost und Halt. Und genau dies dürfte der wahre Grund für die Wiederkehr der Religion in unseren Breitengraden sein. Allerdings spielt dabei das Christentum nur eine bescheidene Rolle.

Gerade deshalb müssen von christlicher Seite gewisse Zusammenhänge bedacht werden. Jegliche Angst ist ja ein vorweggenommenes Sterben, und das Sterben ist eine zur extremen Konsequenz geführte Angst. Man kann diese beiden Dinge zweifellos gegensinnig definieren. Das Christentum jedoch weiß auch in Zeiten, in denen Wellness angesagt ist, um diese Todverfallenheit des Menschen; es weiß tiefer darum, denn das Christentum hat es darauf angelegt, uns Menschen in dieser Todverfallenheit zu helfen, weil es den Tod zu überwinden sucht. Deswegen ist ihm eine ganz besondere Sensibilität für diese 'Krankheit zum Tode' eigen. Und weil nun das Christentum es mit dieser Krankheit aufnimmt, darum ist es eine therapeutische Religion. Jesus zögert ja auch nicht, seine ganze Sendung unter diesen einen Begriff zu subsumieren, dass er der Arzt der Menschheit sei. „Nicht die Gesunden brauchen den Arzt, sondern die Kranken“ (Mt 9, 12), so sagt er an die Adresse seiner erbitterten Gegner und Feinde. Er will damit in keiner Weise andeuten, dass es zwei Kategorien von Menschen gibt: solche, die ihn brauchen, jene also, die als Kranke von ihm bezeichnet werden, und andere, die sich der Gesundheit erfreuen. Nein, dieser Satz will sagen, ihr alle seid krank. Es gibt nur eine besonders bedauernswerte Gruppe von Leuten unter euch, die das nicht wahrhaben wollen, die das noch nicht gespürt haben, die zu stumpfsinnig sind, um das zu realisieren. Aber ihr alle leidet an der Krankheit zum Tode, und deswegen braucht ihr mich alle, mich, euren Arzt. Und deshalb ist eben das Christentum keine asketische, sondern eine therapeutische Religion, in der zum Beispiel die benedikтинische Tugend der Mäßigung, die *discretio*, ihren Platz hat.

Aber das Christentum ist auch keine moralische, sondern eine mystische Religion. Und das ist der Unterschied gegenüber Judentum und Islam. Es ist bewundernswert, wenn eine Religion ihren Zugriff auf die Anhänger darauf konzentriert, diese Menschen in eine bessere Lebensform zu heben, ihnen eine bessere Verwirklichung ihrer menschlichen Möglichkeiten angedeihen zu lassen, sie auf den Weg des Guten und auf den Weg der Tugend zu führen. Das tun ohne Zweifel Judentum und Islam, und das Christentum tut das selbstverständlich auch. Aber es tut dies nicht in erster Linie. Denn es will etwas ganz anderes, es will etwas existentiell Tiefes: es will nämlich den Menschen in eine Lebensbeziehung zu



Gott versetzen, es will ihm ganz tief erfahren lassen, dass der bedingungslos liebende Gott nicht nur ein Gott des Heils, sondern auch ein Gott der Heilung ist. Es will dem Menschen durch die Heil machende Auferstehung Jesu ein neues Leben einhauchen, göttliches Leben. Es will nach Karl Rahner sozusagen eine „Contemplatio in actione“ deutlich machen, die besagt, dass Gott in seiner Liebe erst dann tätig wird, wenn der Mensch seine Absichten kund tut. Und diese Einhauchung und Verdeutlichung geschieht in den Akten der Mystik.

Hier handelt es sich ohne Zweifel um das innerste Geheimnis des Christentums. Und genau deshalb ist eben das Christentum keine moralische, sondern eine mystische Religion. So ist es von daher nicht überraschend, dass sich in unserer Zeit, nicht zuletzt bei nichtgetauften und konfessionslosen Menschen, eine ungeahnte Offenheit und auch Betroffenheit für mystische Texte und deren Verfasserinnen und Verfasser zeigen. Gerade diese Erfahrung machen die Zisterzienserinnen hier in Kloster Helfta, das im Jahr 1999 in einer nahezu völlig entchristlichten Gegend (nur 10 % Christen!) wiedererstanden ist. Sie bereiten die am Evangelium orientierte Christumystik der drei hier in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts lebenden Mystikerinnen (Mechthild von Magdeburg, Mechthild von Hackeborn, Gertrud die Große von Helfta) für die heutige Zeit auf. So strahlen das Gottes- und Menschenbild dieses Zentrums der mittelalterlichen Frauenmystik auch in unsere heutige Zeit in bereichernder Weise herein. Das also sind die reichlich gefüllten Schatzkammern, deren wir abendländische Christen uns bedienen könnten, wenn wir die richtigen Schlüssel hätten. Vielfach holt man sich aber die falschen Schlüssel und flüchtet auf fernöstliche Meditationswiesen oder in zweifelhafte Praktiken der Esoterik, in Zen-Meditation oder in den Buddhismus. Als Christen und Kirchen brauchen wir jedoch vor der gegenwärtigen Säkularisierung aller Lebensbereiche nicht zu kapitulieren, wenn wir unsere Chancen besser erkennen und nutzen würden. Dies aber bedeutet unter anderem auch, die reichen mystischen Schätze, angefangen von der Zeit der Kirchenväter des Westens und Ostens über die abendländische Mystik des Mittelalters (neben den Frauen von Helfta sind dies Hildegard von Bingen, Christina Ebnerin in Kloster Engelthal bei Nürnberg, Margareta Ebner von Kloster Maria-Medingen bei Lauingen, Meister Eckhart, Johannes Tauler, Heinrich Seuse, Thomas von Kempen) und ebenso der Neuzeit (wie zum Beispiel Theresa von Avila und Johannes vom Kreuz sowie Theresia von Lisieux) bis hinein in das vergangene Jahrhundert (zum Beispiel Alfred Delp, Edith Stein, Simone Weil, Adrienne von Speyr, Pierre Teilhard de Chardin, Dietrich Bonhoeffer, Jochen Klepper, Dag Hammarskjöld), zu heben und für die heutigen Menschen, ob Christen oder Nichtchristen, zu erschließen. Von daher muss Seelsorge im derzeitigen Kontext Mystagogie auf hoher Ebene sein und der Vollzug des Gottesdienstes benötigt dringend eine therapeutische Ausrichtung, um das Christentum als Religion der Liebenswürdigkeit und nicht als Demonstration von Autorität, Macht und Gesetzlichkeit darzustellen.



Und darum sei nochmals betont, das Christentum ist keine moralische, sondern eine mystische Religion. Und jeder Christ, jede Christin sollte eigentlich ein Mystiker sein und mit der hl. Gertrud der Großen von Helfta (1256-1302) zu Gott sprechen können:

*„Wenn wir fliehen,
Du folgst uns nach;
kehren wir Dir den Rücken,
Du trittst uns vors Angesicht;
Du flehst voller Demut,
aber Du wirst verachtet.
Aber weder Beschämung noch Verachtung
kann Dich dahin bringen,
Dich von uns abzuwenden;
Du bist unermüdlich,
uns zu jenen Freuden zu ziehen,
die kein Auge gesehen,
die kein Ohr gehört hat
und die noch nie
in eines Menschen Herzen gekommen sind.“*

(aus: Gesandter der göttlichen Liebe, II,3, L 18)

Im Umfeld dieser Zusammenhänge gilt es, noch ein Problem kurz zu durchleuchten. Wo eine göttliche Botschaft interpretiert werden kann und interpretiert werden muss, nur dort gibt es Theologie. Das ist aber nur dann der Fall, wenn eine göttliche Botschaft in Menschenworte umgesetzt ist, wenn also das geschieht, was im Sinn des jüdischen Prophetismus darin besteht, dass Menschen auserwählt werden, ihre Gedanken so auf Gott zu konzentrieren, dass in ihren Worten die Worte Gottes hörbar werden. Die bleiben aber nach wie vor Menschenworte, über die man sich gegebenenfalls auch täuschen kann. Dies geschieht, wie Eugen Biser festhält, auf sehr dramatische Weise zum Beispiel in der Saul-Geschichte, wenn Saul auf Befehl des missverstandenen Gottes seines Königtums enthoben wird, weil er es verabsäumt hat, den Amalekiterkönig zu töten. Der bedeutende jüdische Theologe Martin Buber meint dazu, Samuel, der diesen Gottesbefehl ausgerichtet hat, müsse Gott missverstanden haben. Das dürfte auch der Wahrheit entsprechen; denn Gott kann diesen Tod nicht gewollt und nicht befohlen haben. Wenn prophetisch geredet wird, dann bleibt eben das Gotteswort eingebunden in Menschenwort, das als solches auch Missdeutungen ausgesetzt ist, aber auf jeden Fall interpretiert werden muss. Und diese Interpretation hat eine ganze Wissenschaft hervorgebracht, und die nennen wir Theologie. Deswegen gibt es sehr wohl eine jüdische und vor allen Dingen eine christliche Theologie, aber keine islamische Theologie, weil im Koran keine menschlichen Sätze über Gott stehen, sondern Gottes Gedanken im Klartext, Gottes Gedanken- und Willensdekrete.



Nun stellt sich die Frage, wie wir das besser verstehen können, wie von hier aus hineingeleuchtet werden kann in das innerste Geheimnis des Christentums. Man spricht gelegentlich davon, dass das dritte Jahrtausend ein im Zeichen der Mystik stehendes Jahrtausend sei. Dass wir so sagen können, verdanken wir der Lebensleistung von Karl Rahner. Er hat sich mit einigen denkbar einfachen Formulierungen von seiner theologischen Lebensarbeit verabschiedet. Die bekannteste davon heißt: „Der Christ der Zukunft wird ein Mystiker sein, einer, der etwas erfahren hat, oder er wird überhaupt nicht mehr sein.“ Wir können erahnen, wie weit wir zuweilen davon entfernt sind. Um diese Entfernung zu verkürzen, macht Eugen Biser einen gewagten Vorschlag: Wir müssen uns dazu durchringen, so sagt er, zwei Fesseln zu durchschneiden, durch welche die Botschaft Jesu bereits über lange Jahrhunderte hinweg gebunden und eingeschnürt war. Und dies ist dem Schluss eines großen theologischen Werkes des jungen Albert Schweitzer zu verdanken, der vielen nur als Arzt von Lambarene und nur wenigen noch als der bedeutende Bach-Interpret und Bach-Deuter bekannt ist, der aber in jungen Jahren einer der maßgeblichen Vertreter der so genannten „liberalen Theologie“ gewesen ist. In diesem Zusammenhang schrieb er als junger Mensch ein Buch, dem er den Titel „Geschichte der Leben-Jesu-Forschung“ gab. Ganz zuletzt vermerkt er: „Der Leben-Jesu-Forschung und der wissenschaftlichen Theologie ist es gelungen, die Gestalt Jesu von der Kirchenlehre loszubinden; und die Theologen freuten sich, dass plötzlich Leben in die Gestalt kam, aber dieser zum Leben erweckte Jesus ging nicht nur auf uns zu, sondern an uns vorbei und in seine Gegenwart zurück.“ Dies empfindet Biser als eine der bedenkenswertesten Äußerungen eines Theologen, die er allerdings nur zur Hälfte unterschreiben möchte. Und diese Hälfte heißt, dass immer wieder durch die Lehre der Kirche auch Bande gestrickt wurden und werden – Joseph Ratzinger ist ein lebender Beweis dafür –, in die und durch die Jesus gefesselt ist, so dass die Notwendigkeit besteht, diese Bande zu zerschneiden, um ihn zu sich selbst freizugeben. Zwei derartige Fesseln seien benannt: die Verkoppelung von Sündenangst und Heilsangebot sowie, damit verbunden, die Verkoppelung des Todes Jesu mit einer Sühneleistung. Damit befindet man sich natürlich auf Gegenkurs zur traditionellen Theologie, in deren Denkkategorien solche Fesseln ihren festen Platz haben, aber ich tue dies mit Eugen Biser ganz bewusst.

Das Christentum ist keine Religion der Angst!

Bei der Erörterung der ersten Fessel müssen wir noch einmal zurückkommen auf die von Kierkegaard diagnostizierte „Krankheit zum Tode“. Die Kirche hat nicht nur das Evangelium verkündet, von dem wir erkannt haben dürften, dass es eine Botschaft der Angstüberwindung ist. Sondern sämtliche christlichen Kirchen, keine einzige ausgenommen und am schlimmsten der Calvinismus, haben mit dem Mittel der Angst die Menschen an sich zu binden und zur Akzeptanz ihres Heilsangebotes zu bewegen gesucht und damit ein verheerendes Gottesbild bei den Massen der „Kleinen“ verbreitet. Denn den Kirchen ist die Einsicht verloren gegangen, dass die Mitte des Evangeliums und seine Norm Jesus Christus



selbst ist mit seiner Botschaft von einem Gott, der die Menschen ohne Vorleistungen und Opfer bedingungslos liebt. Von daher ist es nicht verwunderlich, dass in der deutschsprachigen Literatur der Vergangenheit und Gegenwart dieses pervertierte und verheerende Gottesbild durch verschiedene bedeutende Schriftsteller thematisiert wird. Ich beschränke mich bei meiner Illustration auf vier Autoren. So war der junge Friedrich Schiller gezwungen, im Konfirmandenunterricht die als kalte Disziplinarmacht auftretende evangelische Kirche des Herzogtums Württemberg zu erfahren, die sich als politische und moralische Ordnungsautorität verstand, für die Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Fremdwörter zu sein schienen. Diese Erfahrung muss sich bei ihm tief eingegraben haben, denn Seele und Herz konnten in einer solchen Kirche wenig Befriedigung finden. Deshalb braucht es nicht zu verwundern, wenn Schiller rund eineinhalb Jahrzehnte später im Jahr 1788 in dem Gedicht „Die Götter Griechenlands“ die Eigenschaften des christlichen Gottes als Eigenschaften bezeichnet, die nicht der guten Laune, sondern der Angst, der Missgunst, der Sinnenfeindschaft entspringen. Dieser Gott macht sich nicht gemein mit den Menschen, und wenn doch, dann nur im grausamen Sohnesopfer. Am Schuldgefühl, nicht an der Daseinsfreude packt er die Menschen. Wozu dieser strenge Gott gebraucht werden kann, deutet Schiller mit einem Hinweis auf das Grauen der Inquisition an. Das haben die griechischen Götter, die es bisweilen auch schlimm trieben, nie veranlasst: diese Vergewaltigung des Gewissens, dieses Ausspüren und diese Knechtung der Gesinnung, diese Verwandlung der Metaphysik in ein Folterwerkzeug. Und diese schlimmen Gottesdiener der Inquisition, die nach den fatalen Gesetzen eines übelgesinnten und eifersüchtigen Gottes verfahren – was waren sie anderes als „heilige Barbaren“. Ein solcher Gott ist wahrlich kein Freund des Lebens und der Liebe, er teilt nicht, wie die griechischen Götter, die irdischen Vergnügungen mit den Menschen. Denn er ist die Ausgeburt von Angst und Schuldgefühlen und kein Gott der ekstatischen Lebensfreude. Will man diesen unansehnlichen Gott verehren, muss man die fröhliche Sinnenwelt verlassen. Wir sehen, ein Angst machender und zorniger Gott eiferner Christen ist kein Gott, dem Friedrich Schiller nur irgend etwas abgewinnen kann (vgl. dazu Rüdiger Safranski, Friedrich Schiller oder Die Erfindung des Deutschen Idealismus, München-Wien 2004, S. 30f und 288f).

Als zweiten diesbezüglichen Autor möchte ich den über 83jährigen Martin Walser benennen, der mehrfach in Interviews die „Angst-Religion“ seiner „erkonservativen“ Mutter, die eine „Irrsinnschraube“ in Gang setzte, scharf verurteilt und sich als „katholischen Krüppel“ bezeichnet hat. In seinem autobiographisch geprägten Erinnerungsroman „Ein springender Brunnen“ (Frankfurt 1998 und 2002, 204ff) erzählt er denn auch von der Qual eines pubertierenden Knaben in der katholischen Zwangsjacke des ländlich geprägten Wasserburg am Bodensee. Zwischen Beichte und Erstkommunion wurde jeglicher Gedanke an die in diesem Alter ganz natürlich erwachende Sexualität mit dem Angst machenden Gewicht der Todsünde und drohender Höllenverdammnis vergiftet; als Sünde gegen das sechste Gebot kam die Selbstbefriedigung „der größtenschwerstenfurchtbarsten aller Sünden“ gleich. „Schlimmer als diese Haupttodsünde war nur noch, wenn man, von dieser Sünde befleckt, zur Kommunion ging. Und das tat er“, resümiert der heranwachsende Jun-



ge seinen Weißen Sonntag. Martin Walser ist ein Glied in der Reihe der Unzähligen, denen so von Seiten ihrer Kirche übel mitgespielt wurde. Doch steht dies alles im krassen Gegensatz zu der Aussage im zweiten Timotheusbrief: „Denn Gott hat uns nicht einen Geist der Verzagtheit gegeben, sondern den Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit“ (2Tim 1, 7).

Und dann sei auf den österreichischen Schriftsteller Josef Winkler verwiesen, der im Jahr 2008 den Georg-Büchner-Preis, den wichtigsten deutschen Literaturpreis, zugesprochen bekam. Die Jury der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung schrieb in der Begründung für die Preisvergabe: „Josef Winkler hat auf die Katastrophen seiner katholischen Dorfkindheit mit Büchern reagiert, deren obsessive Dringlichkeit einzigartig ist. Was Winkler seit seinem ersten Roman ‚Menschenkind‘ (1979) in einer barock-expressiven Sprache immer wieder anklagt, bildet zugleich das produktive Element einer Hassliebe, in der Blasphemie und Frömmigkeit, Todessehnsucht und Todesangst sich zu einem bewegenden Abgesang auf eine untergehende Welt vereinen.“ Winkler wuchs als jüngstes von sechs Geschwistern einer Bauernfamilie in einem Dorf in Kärnten auf. Und da Kindheit und Jugend für jeden Schriftsteller etwas ganz Einprägendes sind, kommt er daher in seinen Büchern auch oft auf die katholische Kirche zu sprechen, die er in sieben Jahren als Ministrant kennen-, aber nicht lieben gelernt hat. Und so schreibt er. „Den Glauben hat mir die katholische Kirche in meiner Kindheit endgültig ausgetrieben, indem sie mir unendlich Angst gemacht und die Unterwerfung gefordert hat. ... Schaut nicht auf jeden Menschen ein Engel herab, um die Sünden aufzuschreiben?“

Schließlich sei noch kurz Bezug genommen auf den 1991 verstorbenen Schweizer Schriftsteller Max Frisch. In seinen „Entwürfen zu einem Tagebuch“ vermerkt er ehrlich: „Wenn ich nicht religiös bin, so verdanke ich das dem Christentum, wie es uns gelehrt worden ist: die Idee von der Erbsünde, die Verpönung des Fleisches, das doch der Schöpfer uns gegeben hat, und der Schöpfer als Richter, die Hölle als Drohung, das Paradies als Gutschein für die Armen und Unterdrückten. Was mich geprägt hat, ohne mich gläubig zu machen: die Bergpredigt“ (S. 124).

Auf andere Weise hat der Wiener Weihbischof Florian Kuntner auf seinem Sterbebett über dieses kirchlich-katholische Dilemma nachgedacht. Auch er war in seinem Heimatort Kirchberg am Wechsel in der Nähe des Semmering im sexuellen Bereich ungemein streng und angstbesessen erzogen worden, und diese rigorosen Grundsätze standen für ihn lang außer Frage. „Aber“, so sagt der Weihbischof, „in einem meiner Fieberanfälle, als ich schon mehr drüben als herüber war, wurde mir vollkommen klar, dass unsere herkömmliche Beichtmoral einen völlig falschen Schwerpunkt im Sexuellen setzte. Menschlicher Verrat, Verweigerung von Solidarität, übles Denunziantentum – das sind die wirklich wichtigen Sünden. Auf die müssen wir achten, nicht auf das bisschen unkeusche Getue. Das ist vergleichsweise direkt läppisch“ (vgl. Kirche In, Nr. 4/2007, S. 46). Ähnliche Erfahrungen musste auch ich persönlich machen, zunächst in jungen Jahren als Beichtender und dann später als „Beichtvater“. Geprägt durch eine rigorose Einführung in den Vollzug



des Bußsakramentes ohne jegliche psychologische Sensibilität durch unseren damaligen Regens im Pastoralkurs des Priesterseminars anfangs der 60er Jahre des letzten Jahrhunderts habe ich in meinen ersten beiden Priesterjahren voll von neupriesterlichem Idealismus und Übereifer an meiner damaligen Kaplansstelle in der mittelfränkischen Diaspora im Beichtstuhl Menschen Lasten auferlegt, die ich zu tragen nicht bereit war. Dadurch sind viele seelische Verletzungen und Verwundungen durch mich erfolgt. Und ich gestehe in aller Demut, dass ich mich dafür schäme; zudem belastet mich dies persönlich bis an mein Lebensende. Erst an meiner zweiten Kaplansstelle mitten in der City mit dem Rotlichtviertel in meiner Heimatstadt Nürnberg wurde mir bewusst, dass da etwas nicht stimmen kann. Und in einem offenen Gespräch mit meinem damaligen Prinzipal sagte er mir: „Karl, du sitzt als Priester im Beichtstuhl nicht über Menschen zu Gericht, sondern sprichst ihnen die verzeihende und versöhnende Liebe des barmherzigen Gottes zu.“ Seither habe ich als Beichtvater ungemein viel Befreiendes und Erfüllendes erfahren dürfen. Gerade die gelegentlichen Beichtgespräche mit Dirnen, die zu einem nicht geringen Teil aus dem katholischen Umland kamen, waren von der liebenden Güte Gottes geprägt.

Die in den letzten Monaten publik gewordenen sexuellen Missbrauchsfälle in der Kirche müssten zur Folge haben, dass deren Verantwortungsträger vordergründig nicht allzu eifrig an den Symptomen herumdoktern, sondern endlich die systemischen Ursachen angehen, sich schonungslos öffnen und nicht einer Ghetto- und Wagenburgmentalität frönen sowie den Mut fassen, über ihre rigide Sexualmoral gründlich nachzudenken und aus deren Pathologie der Unterdrückung der menschlichen Geschlechtlichkeit den Exodus zu wagen. Zudem muss Kirche anzuerkennen lernen, dass es im menschlichen Leben Brüche geben kann und geben wird, dann wäre auch der Umgang mit wiederverheirateten Geschiedenen ein anderer, nämlich ein barmherziger. Und dies bedeutet im Hinblick auf die selbstlose Liebeshingabe Jesu, dass sich in unserer Kirche endlich eine positive Grundhaltung gegenüber Sexualität durchsetzen müsste – im Grunde wirkt eine Jahrhunderte alte Mentalität der Angst vor Sexualität noch immer nach – und dass sich die offizielle Kirche von der Vorstellung verabschieden muss, dass Lust und Erotik gefährliche Tiere sind, die in den Käfig der genauen Vorschriften eingesperrt werden müssen. Kirchliche Sexualmoral sollte eine Kultur der Achtsamkeit vor dem Intimen der körperlichen Liebe pflegen, sich engagiert einsetzen gegen eine Sexualisierung ohne Menschlichkeit, gegen jede Prüderie, aber auch gegen jede Grenzüberschreitung. Dann wird sie auch von psychotherapeutischen Fachleuten wieder ernst genommen.

Doch ist bedauerlicherweise auch heute noch festzuhalten, dass an gewissen Wallfahrtsorten so manche Christen gewisse Beichtstühle mit einem regelrechten Schock verließen und zum Teil noch verlassen, weil dort geradezu abgehaust wurde und wird. Solches ist auch nachzulesen in der Selbstbiographie „Herbstmilch“ der Rottaler Bäuerin Anna Wimschneider. Müssen wir uns dann wundern – und ich stelle diese behauptende Frage bis zum Erweis des Gegenteils –, dass die heute so große Distanz vieler Menschen gerade zu ihrer katholischen Kirche vielfach mit solch bösen Erfahrungen von rigoroser Beichtpraxis, Sün-



denangst und Höllenandrohung zusammenhängt und das Sakrament der Versöhnung in den letzten Jahren geradezu einen Supergau erfahren hat? Meine eigene Mutter hat mir in ihren letzten Lebensjahren verschiedentlich deutlich und mit einem bitteren Unterton, weil sie es als würdelos empfand, gesagt, dass die Kirche sie um ihre schönsten Ehejahre betrogen hat. Es war dies die Zeit, in der man Ehefrauen vor den Priestern und nicht vor ihren Ehepartnern hätte schützen müssen. Und kein Bischof oder Priester hat sich bisher bereit gefunden, sich beim Volk Gottes für all das viele durch eine unverantwortliche Spendung des Bußsakramentes in langen Jahrzehnten angerichtete Leid und Unrecht, für die zahlreichen seelischen Verletzungen im Beichtstuhl zu entschuldigen. So muss in diesem Zusammenhang aber auch ehrlich vermerkt werden, dass es zu allen Zeiten ungezählte Beichtväter gab, die verständnisvoll und mit einer unsäglichen Herzensgüte den Beichtenden begegnet sind und somit den schuldbeladenen Menschen das gaben, was sie sich selbst nicht geben konnten: Vergebung und Versöhnung. Und dies wird bestätigt, wenn ein Bischof in einem Brief an seine Diözesanen schreibt: „Die Kirche hat und hatte zu allen Zeiten die Aufgabe, den Menschen durch Güte und Barmherzigkeit ..., durch Aufmunterung und positiven Zuspruch das Erbarmen Gottes erfahrbar werden zu lassen“ (Erzbischof Ludwig Schick in: Heinrichsblatt Nr. 26/07, S. 7)!

Ist sie diesem Anspruch aber wirklich in allem und überall gerecht geworden? Diese in sich richtige Aussage ist also leider nur bedingt wahr. Wann wird man dann endlich erkennen, dass durch vielfaches unverantwortliches Verhalten in Seelsorge und Sakramentspendung unglaublich viele Chancen verspielt wurden und werden (vgl. Karl Schlemmer [Hrsg.], *Krise der Beichte – Krise des Menschen?* Echter, Würzburg 1998 – Studien zur Theologie und Praxis der Seelsorge, Band 36)? Ich kann mich noch gut erinnern an meine Erstkommunion. Unser seinerzeitiger Pfarrer in der Fränkischen Schweiz hat uns Kindern damals insofern Sündenangst eingejagt, als er uns einhämmerte, wir dürften die Hostie im Mund nicht zerbeißen, weil wir damit dem lieben Heiland weh tun würden. Welch ein abstruser Gedanke! Aber der gute Mann hat es nicht anders gelernt! Doch auch in unseren Tagen hört und liest man immer wieder von unerleuchteten Religionslehrern/innen und auch Priestern, die den Kindern im Unterricht vom schaurigen Höllenfeuer erzählen, ihnen Teufelsängste einjagen sowie den strafenden Arm des erzürnten Gottes warnend an die Wand malen. Woher aber kommen solche Pervertierungen des Gottesbildes? Nicht zuletzt unter dem Einfluss des späten Augustinus (nicht des jungen Augustinus, der mit seinem blitzgescheiten Sohn ein tief gründendes Gespräch über den „magister interior“ führte, das er nach dessen frühen Tod in seiner Schrift „De magistro“ niederlegte) war aus dem Gott der Liebe ein Angst und Schrecken verbreitender Willkürgott geworden, der die Mehrheit der Menschen verdammt und nur wenige rettet. Die verheerenden und die Menschen traumatisierenden Folgen dieses Gottesbildes wirken also bis in die Gegenwart herein. Sie sind auch indirekt mit die Ursache für die zum Teil drakonischen Prügelstrafen, brutalen Ohrfeigen, die tiefen körperlichen und seelischen Verletzungen und Demütigungen sowie die mentalen Quälereien, die in vielen kirchlichen Heimen, Internaten und Einrichtungen an der Tagesordnung waren und nun im Zusammenhang mit den sexuellen



Missbrauchsfällen ans Tageslicht kamen. Müssen wir uns dann wundern, wenn ein Großteil der ehemaligen Schüler zur Kirche auf Distanz ging oder austrat? Als ein früherer Mitbetroffener mache ich diese Erfahrungen bei vielen meiner Schul- und Klasskameraden. Heute kommt dann hinzu, dass die junge und jüngere Generation im katholischen Spektrum, die zumeist Kinder und Enkel von Eltern und Großeltern sind, die solch bitteren Gottes- und Kirchenerfahrungen ausgeliefert waren, zudem die Gotteskrise ihres säkularisierten Umfeldes erlebt und somit in eine Glaubenskrise gelangt, der die Kirchen mit ihrer diversen Sprachlosigkeit hilflos gegenüber stehen.

Bleibt bei diesem Kontext nur noch der Hinweis, dass gerade die katholische Kirche nicht nur Sündenängste gezielt geschürt hat, sondern selber ein sehr angstbesetztes System ist, das sich durch autoritäres Denken und Reagieren zu retten versucht und deshalb aus Angst kein Vertrauen in das Wehen und die Überraschungen des Heiligen Geistes setzt, der eigentlich nach ihrer eigenen Lehre seit Taufe und Firmung jedem Christgläubigen innewohnt. Zahlreiche Bischofsernennungen in den letzten Jahrzehnten waren Ergebnisse solcher unchristlichen Angst um die Erhaltung der Macht, wo dann, wie im Fall Mixa, eklatante moralische, spirituelle wie persönliche Defizite einfach beiseite geschoben wurden. Wie aber war es vor über 40 Jahren? Das Zweite Vatikanische Konzil hatte einen erstaunlichen Mut zu Veränderungen. Dazu hat Papst Johannes XXIII. aus seiner Zuversicht und, wie er selbst meinte, vom Heiligen Geist erleuchtet, die Kirche und eine große Schar von Bischöfen, die bislang theologisch anders dachten, ermutigt. Heute aber macht sich in der Kirche wieder Angst vor dem Neuen breit, Angst vor der eigenen Courage. Aus Angst ist bis hinauf zum Papst Restauration anstelle von Reform angesagt. Man hat Angst vor dem durch den Heiligen Geist geschenkten Neuen. Angst vor dem Neuen aber verrät ein zu geringes Vertrauen auf Gottes Führung, auf die uns der gute Papa Giovanni in seiner beeindruckenden Rede zur Eröffnung des Vatikanum II so ausdrucksstark und tiefgreifend hingewiesen hat:

„In der täglichen Ausübung Unseres apostolischen Hirtenamtes geschieht es oft, dass bisweilen Stimmen solcher Personen Unser Ohr betrüben, die zwar von religiösem Eifer brennen, aber nicht genügend Sinn für die rechte Beurteilung der Dinge noch ein kluges Urteil walten lassen. Sie meinen nämlich, in den heutigen Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft nur Untergang und Unheil zu erkennen. Sie reden unablässig davon, dass unsere Zeit im Vergleich zur Vergangenheit dauernd zum Schlechteren abgeglitten sei. Sie benehmen sich so, als hätten sie nichts aus der Geschichte gelernt, die eine Lehrmeisterin des Lebens ist, und als sei in den Zeiten früherer Konzilien, was die christliche Lehre, die Sitte und die Freiheit der Kirche betrifft, alles sauber und recht zugegangen. Wir aber sind völlig anderer Meinung als diese Unglückspropheten, die immer das Unheil voraussagen, als ob die Welt vor dem Untergang stünde. In der gegenwärtigen Entwicklung der menschlichen Ereignisse, durch welche die Mensch-



heit in eine neue Ordnung einzutreten scheint, muss man viel eher einen verborgenen Plan der göttlichen Vorsehung anerkennen. Dieser verfolgt mit dem Ablauf der Zeiten, durch die Werke der Menschen und meistens über ihre Erwartungen hinaus sein eigenes Ziel, und alles, auch die entgegen gesetzten menschlichen Interessen, lenkt er weise zum Heil der Kirche.“

Irgendwie ist es unerklärlich, dass nach einer solchen Aussage 48 Jahre später Angst vor dem Neuen die Kirche hindert, auf die ganz neuen Herausforderungen unserer Zeit, wie etwa die Säkularisierung aller Lebensbereiche, eine tragfähige Antwort zu geben. So darf man gespannt sein, ob der vor einigen Wochen vom Papst angekündigte neue „Päpstliche Rat für die Neuevangelisierung“ von angstbesessenen oder von offenen, mutig nach vorne schreitenden Prälaten und Mitarbeitern besetzt sein wird.

Wer über all diese der Heiligen Schrift diametral widersprechenden kirchlichen Praktiken Näheres erfahren will, der möge das Buch „Das Christentum und die Angst“ des evangelischen Pfarrers und Freundes von Sigmund Freud, Oskar Pfister, in die Hand nehmen. Es ist ein geradezu erschütterndes Dokument dieser Strategie. Sämtliche christliche Konfessionen waren der Meinung, dass man den Menschen zunächst in die Sündenangst hineintreiben müsse, weil er dann gleichsam wie nach einem Rettungsanker, nach dem Heilsangebot der Kirchen greifen werde. Hinter dieser Strategie steht ein religionsgeschichtlicher Rückfall, an dem sämtliche Kirchen beteiligt waren: der Rückfall in das gespaltene, aber von Jesus überwundene Gottesbild der Menschheit. Nur ein Gott, der gleichzeitig geliebt und gefürchtet werden sollte, konnte auf diese unnachsichtige Weise auf Sühne und Entsühnung bestehen. Nur ein solcher Gott konnte das Heilsangebot vom Sündenbewusstsein der Menschen abhängig erscheinen lassen. Nur ein solcher Gott rechtfertigte diese von allen christlichen Konfessionen praktizierte Strategie.

Diese erste Fessel, an welche die Gestalt Jesu gebunden war, zerfällt in der jetzigen Zeit vor unseren Augen und in unserem Bewusstsein. Die heutigen Zeitgenossen haben längst nicht mehr jenes ausgeprägte Schuld- und Sündenbewusstsein, das erforderlich wäre, um die Menschen in die Arme der Kirchen zu treiben. Dieser Mechanismus hat ausgespielt. Er funktioniert nicht mehr, so dass es im Grunde nicht nötig gewesen wäre, diese Fesseln noch eigens zu zerschneiden. Aber wir mussten es tun; denn alles ist, einfacher ausgedrückt, an der Wiedererweckung der Glaubensfreude gelegen. Sie aber kann nicht herbeigeredet, sondern zuletzt nur herbeigebetet werden. Herbeigebetet durch die Anrufung des inwendigen Lehrers Christus. Seine Antwort ist uns längst gegeben, sie muss nur mit neuen Ohren gehört werden. Seine Worte wirken, als hätten sie geradezu auf die glaubensgeschichtliche Situation der Gegenwart gewartet. „In der Welt habt ihr Angst“, sagt Jesus im vierten Evangelium, „doch habt Vertrauen, ich habe die Welt überwunden“ (Joh 16,33). Und ein Kapitel vorher können wir von ihm lesen: „Nicht mehr Knechte nenne ich euch, Freunde habe ich euch genannt, weil ich euch alles gesagt habe, was mir von meinem Va-



ter mitgeteilt worden ist“ (Joh 15,15). Und durch seinen Zeugen Johannes versichert er: „Furcht ist nicht in der Liebe, vielmehr treibt die vollkommene Liebe die Furcht aus. Denn die Furcht rechnet mit Strafe, und wer sich fürchtet, dessen Liebe ist nicht vollendet“ (1Joh 4,18). „Denn Angst ist nicht der Kompass für unser Leben“ (Joachim Gauck). Und wir sollten nicht vergessen, was einmal der unvergessene selige Papst Johannes XXIII. gesagt hat: „Wer glaubt, der zittert nicht! Er überstürzt nicht die Ereignisse, er ist nicht pessimistisch eingestellt, er verliert nicht die Nerven. Glauben – das ist die Heiterkeit, die von Gott kommt!“ Und damit finden wir auch zum zweiten Problemkreis einen Zugang.

Opferdienst und Sühnetod?

Wir haben oben feststellen müssen, dass dieser Gott, der auf die Tilgung der Sünde derart zentral Bezug nimmt, gleichzeitig auf einer Sühneleistung besteht. Das ist ein derart zentrales Problem, dass wir es unbedingt aufarbeiten müssen. Für das Christentum ist es eine geradezu fundamentale Überzeugung, dass Jesus als Sühneopfer für unsere Sünden hat sterben müssen und dass ihm dieses Sühneopfer von seinem Vater abverlangt war. So steht es in jenem letzten großen Brief des Neuen (Zweiten) Testaments, dem ersten Johannesbrief, in dem auch diese Schlüsselsätze zu finden sind wie der eben gehörte: „Furcht ist nicht in der Liebe“ (1Joh 4,18), oder: „Gott ist Licht, und keine Finsternis ist in ihm“ (1Joh 1,5), oder: „Gott ist Liebe“ (1Joh 4,8). Aber dort steht eben auch: „Er ist die Sühne für unsere Sünden, nicht nur für unsere Sünden, sondern auch für die der ganzen Welt“ (1Joh 2,2). Und dasselbe leuchtet uns entgegen in der Gestalt des Täufers: „Seht, das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt hinweg nimmt“ (Joh 1,29) – ein Wort, das bis in die Liturgie eingedrungen ist. Und dieser Gedanke findet sich auch in den Abendmahlsworten: „Nehmt und trinkt alle daraus: mein Blut, das für euch und für alle vergossen wird zur Vergebung der Sünden“ (vgl. Mt 26,28). Tiefer, so denken wir, könnte eine christliche Überzeugung überhaupt nicht mehr verankert sein als die von der Sühneleistung durch den Tod Jesu. Und doch müssen wir dieses Band zerreißen, damit Leben in die Gestalt Jesu kommen kann, nicht zuletzt auch deswegen, weil Gott uns Menschen nicht erschaffen hat, dass wir uns mit ihm quälen.

Dass Jesus so hätte sterben müssen, müsste zwei Zusammenhänge als Voraussetzung haben: zum einen, dass dieses Sterben von Gott abverlangt wird, denn sonst bräuchte er dieses Opfer ja nicht zu leisten; und zum anderen, dass es Anhaltspunkte in der Lebensgeschichte Jesu gibt, die darauf schließen lassen, dass er im Bewusstsein, eine Sühneleistung erbringen zu müssen, in den Tod gegangen ist. Irgendwo müsste man dies ja festmachen können, aber merkwürdigerweise kann man das nicht. Jesus spricht zwar – und das ist sicher etwas Nachgestaltetes, aber möglicherweise mit einem historischen Hintergrund – wiederholt von der Notwendigkeit seines Sterbens, oder sagen wir vorsichtiger: von der Unvermeidlichkeit seines Todes. Aber nie spricht er davon, dass er im Interesse einer Sühneleistung in diesen Tod gehen müsse. Das aller älteste Wort spricht sogar eine ganz ande-



re Sprache: „Amen, ich sage euch: Ich werde nicht mehr von der Frucht des Weinstocks trinken bis zu dem Tag, an dem ich von neuem davon trinke im Reich Gottes“ (Mk 14, 25). Das ist, wie Eugen Biser meint, sozusagen das biblische Urgestein, auf das wir uns berufen müssen, wenn wir nach dem Todesbewusstsein Jesu fragen. Von irgendeiner Verpflichtung zum Sterben oder gar von einer damit verbundenen Sühneleistung ist da überhaupt nicht die Rede. Selbstverständlich kann man einen anderen Satz entgegenhalten: „Der Menschensohn ist nicht gekommen, um sich dienen zu lassen, sondern um zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für viele“ (Mt 20, 28). Doch zu diesem Satz sagt uns die heutige Theologie – und das ist nicht etwa die Meinung eines vorpreschenden Einzelgängers, sondern Konsens unter den Theologen –, dass der Schluss eine spätere, sekundäre Hinzufügung ist, so dass dieses wichtige Schlüsselwort in seiner Urgestalt, wie es aus dem Mund Jesu hervorging, nur geheißen hat: „Der Menschensohn ist nicht gekommen, um sich dienen zu lassen, sondern zu dienen.“ Wir sehen und spüren hier auch von der Sprache her, dass dies das ursprüngliche Wort Jesu, die ipsissima vox, war, und dass der Zusatz „und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für viele“ eine spätere Hinzufügung ist.

In diesem Zusammenhang stellt nun Eugen Biser die Frage, wie diese Vorstellung von der Sühneleistung in das Denken der Christenheit hineingekommen ist oder hineingekommen sein könnte. Und er verweist darauf, dass die Apostelgeschichte eine höchst aufschlussreiche Antwort gibt, wenn sie davon spricht, dass schon bald viele jüdische Priester zur Urgemeinde gestoßen sind. Diese Urgemeinde, die sich ursprünglich aus der Anhängerschaft Jesu rekrutiert hat zusammen mit jenen, die auf Grund des Pfingstereignisses dazukamen, machte sehr bald einen großen Zugewinn in Gestalt von Priestern, die sich aus Jerusalem, tätig im Opferdienst des Tempels, angeschlossen haben. Ein gewaltiges und für sie zunächst unlösbares Problem stellte sich allerdings der Urgemeinde in der schlichten und sehr menschlichen Frage: Warum musste Jesus sterben? Warum dieser so frühe, dieser so entsetzlich schwere und schreckliche Tod bei dem, der nur das Beste gewollt, nur das Beste getan, nur Liebe geschenkt hat? Warum also dieser Tod? Nun brachten diese Priester die Antwort mit, die ihnen zugewachsen war aus ihrem bisherigen Beruf, dem täglichen Opferdienst im Tempel, wo Tag für Tag zur Entsühnung Israels blutige Opfer dargebracht werden mussten. Und da drängte sich geradezu der Gedanke auf, dass das, was diese vielen Tieropfer nicht vermochten, nur das eine Opfer am Kreuz erbringen konnte, nämlich die Entsühnung der ganzen Welt. Doch so plausibel diese Antwort auch erscheinen mag, sie stößt sich unversöhnlich mit dem Prinzip der Gottesverkündigung Jesu. Denn seine zentrale Lebensleistung, seine große Innovation bestanden darin, dass er die Schatten des furcht- und angsterregenden Gottes, des göttlichen Zorns und der Strafandrohung getilgt und stattdessen das Antlitz des bedingungslos liebenden Vaters zum Vorschein gebracht hat. Der damals weit bekannte Würzburger Dogmatiker Herman Schell hat an der Wende des 19./20. Jahrhunderts in vielen seiner Schriften diesen liebenden Vatergott fokussiert und darauf verwiesen, dass die Liebe des Schöpfers wie keine andere Liebe in der Welt ein uneingeschränktes Ja zu seinen Geschöpfen sagt, ein Ja, das deren Anderssein will und fördert. „Gott ist der Urheber der geschöpflichen Existenz und Selbstständigkeit, und zwar



aus reiner Liebe und uneigennützig bedürfnisloser Güte. Gott begründet die Interessen seiner Geschöpfe, aber er beeinträchtigt sie nicht“ (vgl. Paul-Werner Scheele, Herman Schell im Dialog, Würzburg 2006, S. 243). Damit hat Schell zu seiner Zeit das Prinzip der Gottesverkündigung Jesu entgegen den damaligen kirchlichen Verstehens- und Handlungsweisen geradezu prophetisch vor- und dargelegt, was ihn, den untadeligen Priester und Theologen, aber paradoxer Weise ins Visier des römischen Heiligen Offiziums geraten ließ, sodass viele seiner Publikationen auf den Index kamen.

Und nun bedenken wir einmal, was wir, bedingt durch kirchliche Vorgaben, in unserer bisherigen Auffassung Gott zugemutet, in welche Fessel wir ihn gesperrt haben. Und mit Bischof Joachim Wanke von Erfurt fragen wir: „Wie kann ein liebender Gott Genugtuung empfinden am qualvollen Sterben seines Sohnes? Wie kann dieser liebende Gott auf höchst grausame Weise das Leben und den Tod seines Sohnes als Sühneleistung für die Sünden und die Schuld der Menschen abverlangen? Es ist dies eine Vorstellung und Behauptung, wie sie absurder und sadistischer eigentlich nicht mehr gefasst werden können.“ Aber dieses verdunkelte Gottesbild ist uns so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, dass es außerordentlich schwer fällt, uns davon zu verabschieden. Wir könnten es auch nicht, wenn wir jetzt nicht die Frage stellen dürften und erstmals stellen könnten: Was gewinnen wir, wenn wir diese Fessel zerschneiden? Zunächst möchte ich mit Biser die Antwort philosophisch geben. Wir gewinnen ein Verständnis des Todes, das erstmals dem Tod des Menschen gerecht wird. Denn in der Philosophie aller Jahrhunderte ist der Tod nie wirklich als Problem erörtert und diskutiert worden. Das wurde verhindert durch einen unbeholfenen und ungelassenen Unsterblichkeitsglauben, der es dazu gebracht hat, dass man den Tod eigentlich nur als das dunkle Tor begriffen hat, das mit einigen Mühen durchschritten werden muss, um hineinzugelangen in das ewige Licht des göttlichen Lebens. Dies hat dann folgerichtig dazu geführt, dass man dem Tod keine Eigenbedeutung zuerkannt hat. Er war nur Durchgang, peinlicher, schmerzlicher und verlustreicher Durchgang, aber eben nur Durchgang in ein besseres, in ein unverbrüchliches, in ein ewiges Leben.

Doch unter der Erfahrung des vergangenen blutigen 20. Jahrhunderts ist uns eine neue Einsicht in das Wesen und in die Würde menschlichen Sterbens geschenkt worden. Unter der geradezu erdrückenden Todeserfahrung des letzten und leider auch des neuen Jahrhunderts, denken wir nur an die Selbstmordattentate, ist uns klar geworden, dass der Tod nun wirklich das Ende, der Schlussakt und der Schlussakkord menschlichen Daseins ist. Denn im Tod entscheidet sich definitiv unser Dasein, und alles in diesem Dasein läuft auf den Tod hinaus, auch wenn es nach dem Tod weitergeht. Aber zunächst einmal spricht der Tod ein eindeutiges Nein zu diesem Leben. Und in diesem Nein wird alles bejaht, was in diesem Leben gut und kostbar war. Denn „ich sterbe in Gott hinein“ (Martin Buber). Von daher ist der Tod durchaus nicht als eine endgültige Vernichtung zu verstehen, sondern als ein Wandlungsgeschehen, hart und schmerzhaft, aber unvermeidbar für den, der sich auf das Leben einlässt. Wie fragt denn schon einmal der bekannte Liedermacher Wolf Biermann:



*„Kann das denn alles gewesen sein,
das bisschen Sonntag und Kinderschrei'n,
das bisschen Fußball und Führerschein,
nur Schaffen und Raffen
und Husten und Hass –
und dann noch den Löffel abgeben?“*

Deswegen muss der Tod auch als ein unantastbares Endereignis eines jeden Menschenlebens gesehen und gewürdigt werden. Der Tod wahrt ja das größte Geheimnis in der Welt, in der sonst fast alles erkundet ist. Dies sollte sich dann ebenso in einer würdevollen Bestattungskultur äußern, von der Erdbestattung über die Kremation bis hin zum christlich geprägten Friedwald und zum Kolumbarium. Die große Mystikerin von Helfta, Mechthild von Hackeborn (1241-1299), beschreibt diese Zusammenhänge in ihrer Schrift „Buch der besonderen Gnade“ sehr eindrücklich, wenn der Herr in einer Vision sie umarmt und zu ihr spricht:

*„Ich gebe dir mein Herz
zu einem Hause der Zuflucht,
damit du in der Stunde deines Todes
keinen anderen Weg gehest,
denn in mein Herz,
um da ewiglich zu ruhen“.*

(aus: Liber specialis gratiae, II,36, B 42)

Es muss also dem Tod seine eigene Würde belassen werden. Das heißt jetzt kritisch: der Tod kann und darf nicht mit einem Zweck verbunden und verrechnet werden. Deshalb sollte es für jeden Christen undenkbar sein, dass Menschen hingerichtet werden. Denn damit wird der Tod eines Menschen einer Strafsanktion, einem Zweck, einem Um-zu unterworfen. Er muss sterben, um seine Untat als Mörder oder Revolutionär zu sühnen. In Wirklichkeit aber wird, wenn man es tiefer bedenkt, nichts gesühnt, sondern lediglich einem allgemein-menschlichen Vergeltungsgedanken Rechnung getragen.

Doch kehren wir zu unserem Zentralproblem, zum Tod Jesu zurück. Was gewinnen wir, wenn wir aufhören zu denken, dass auch sein Tod einem Um-zu, einem Zweck unterworfen war, auch wenn dieser Zweck in der Sühneleistung für die Sünden der Welt bestanden hat? Wir gewinnen den Tod Jesu als die Vollendung seines Lebens. Wir gewinnen den Tod Jesu als das Resultat seiner ganzen Lebensgeschichte. Und das Leben Jesu sehen wir als ein wirkliches Schicksal. Romano Guardini hat trotz vieler Anfeindungen darauf verwiesen, dass der wahre Mensch Jesus ein wahres menschliches Schicksal hatte. Er war also nicht der Darsteller eines Passionsspielles. Er war auch nicht der bis zum Extrem beleidigte und sühnende „Herz-Jesu-Jesus“, wie ihn kitschiger- und süßlicherweise das



19. Jahrhundert zu sehen versuchte. Sondern Jesus war jemand, der offensichtlich auf neue, ungewohnte Weise mit den Opferungen von Sündenböcken Schluss gemacht hat.

Und doch ist Jesus paradoxerweise in die Rolle eines Sündenbocks gezwungen worden. In der menschlichen Gesellschaft werden ja immer wieder „Opfer“ gesucht und gefunden. Wenn etwas misslingt, braucht man einen Sündenbock. Zwei oder mehrere wollen dasselbe, und nur einer kann es haben. Das führt zwangsläufig zu dem Wunsch, den anderen auszustechen, hinauszudrängen. Viele Konflikte, auch in der Politik, haben eine solche Struktur. Dabei gibt es die Erfahrung, dass dann, wenn ein gemeinsamer Sündenbock gefunden ist, auf den alles abgeladen werden kann, spürbare Entlastung für die Gruppe bzw. Gesellschaft eintritt. Doch die Menschen spüren auch, dass diese Entlastung, die durch das Abladen aller Probleme auf einen Sündenbock, auf ein „Opfer“, nicht von Dauer sein kann. Dies gilt umso mehr, als die Suche nach einem Sündenbock in der Regel Gegenmaßnahmen bis hin zur Gegengewalt provozieren, und es damit zu einer Eskalation kommt.

Auch Jesus ist also in die Rolle des „Opfers“, des Sündenbocks hineingeraten. Er hat Hassgefühle in solcher Heftigkeit auf sich gezogen, die nicht durch sein vorausgehendes Handeln begründet sein können. Spannungen innerhalb des Volkes, nicht zuletzt hervorgerufen durch die römische Besatzungsmacht, haben sich offensichtlich auf ihn entladen. Das Besondere an Jesu Handeln war nun, dass er darauf nicht mit Aggression und Gegengewalt geantwortet hat. Er hat die Rolle des „Opfers“, in die er gedrängt wurde, aus freien Stücken angenommen und so die Spirale von Gewalt und Gegengewalt durchbrochen. Er hat damit aber auch den Menschen die Möglichkeit genommen, sich befreit zu fühlen, wenn Schuld auf irgendein Opfer übertragen wird. Insofern war sein Opfertod gleichsam ein Erlösungstod für die Menschen, eine selbstlose Liebeshingabe, damit wir das „Leben in Fülle“ (vgl. Joh 10,10) haben sollen. Die, welche schuldig geworden sind am Kreuzestod, können jetzt mit ihrer Schuld unter das Kreuz treten und werden vom Gekreuzigten angenommen. Der Tod Jesu am Kreuz wird zum paradoxen Sieg, zum Hineinsterben in neues Leben, zum Sieg über den Tod.

Und somit entdecken wir zum ersten Mal den Sinn des Todes Jesu. Im Grunde wissen wir auch schon, worin dieser Sinn bestand: es ist unverfälschte Liebe, sein mit uns Menschen solidarisches Schicksal. Jesus starb zweckfrei aus reiner Liebe zu uns Menschen. Und darum muss auch das ganze „Opfer-Opfertod-Vokabular“, gerade in verschiedenen katholischen Hochgebeten, irritieren. Vielleicht ist von daher die theologische Überzeugung, die in den Ostkirchen nie verloren gegangen ist, hilfreich, dass das gesamte Hochgebet konsekratorischen Charakter besitzt. Mein verstorbener Passauer Kollege Philipp Schäfer bemühte sich, nicht zuletzt in seinem Buch „Eucharistie“, um eine Neuschreibung der Hochgebete bzw. liturgischen Texte ohne diese Opferterminologie. Als Dogmatiker war er sich diesbezüglich auch der ökumenischen Relevanz voll bewusst. Er umging in der Regel den Begriff „Opfer“ und ersetzte ihn, wo nur möglich, mit „Hingabe“. Für ihn meint das Opfer Jesu nichts anderes als seine vollständige Hingabe, was besagt: Hingabe an den Vater (Joseph Ratzinger) und Hingabe an uns Menschen (Helmut Hoping). Von hierher lässt sich



dann auch ein neues Verständnis vom Sühnetod Jesu ableiten; denn das Kreuzesopfer Jesu versteht sich nicht als brutale Auslieferung an den Vater, sondern als seine Selbsthingabe, die den Begriff der Sühne von seinem ursprünglichen biblischen Sinn nicht als Strafe, vielmehr als Antwort auf die Spirale der Gewalt und als Ermöglichung eines neuen Anfangs erschließt. Bibeltheologisch bedeutet daher die Aussage „Jesus sühnt“: Er legt seine Hand über und um uns.

„Ich weiß mich in Gottes Hand“

Es ist das große Verdienst der Theologie von Eugen Biser, dass er uns eindringlich den neuen Gott der angstfreien Liebe, den Jesus verkündet und bezeugt hat, ins Bewusstsein gehoben hat. Denn wenn der christliche Glaube etwas taugt, dann muss er an den menschlichen Grundängsten ansetzen und sie zum Verschwinden bringen. Das ist zweifellos mitgemeint, wenn wir von der zentralen Lebensleistung Jesu sprechen. Sie besteht in allererster Linie darin, dass er uns das Angst überwindende Verhältnis zwischen Gott und uns Menschen geschenkt und dass er uns die angstlose Selbstbeziehung, nämlich die Gotteskindschaft, ins Herz hineingelegt hat. Denn das Gotteskind, das sich vom Vater angenommen, vom Vater ans Herz gezogen weiß, kann und darf sich nicht fürchten und in Angst erstarren. Ein Kind kann ja seinen Vater, wenn er ein menschlicher Vater ist, nicht tiefer kränken, als wenn es ihm mit Angst und Furcht begegnet. Die väterliche Liebe erwartet ein angstfreies Verhältnis. Und dies ist letztlich eine mystische Glaubenerwartung, die sich auf die Überwindung der diesseitigen Lebensprobleme konzentriert. Vielleicht wird von daher verständlich, was einmal ein kritischer und in gutem Sinn liberaler Priester in sein Testament geschrieben hat: „Ich weiß mich in Gottes Hand, das reicht.“ Oder: „Ich weiß, dass Gott mit mir ist, vor was sollte ich mich denn fürchten“ (Vaclav Dvorak). Oder wie es Eugen Biser bei der Frage nach seinem Tod ausgedrückt hat: „Ich lasse mich von Gott überraschen.“

Quellen- und Literaturverweise

Eugen Biser, Die Entdeckung des Christentums. Herder, Freiburg-Basel-Wien 2000.

Eugen Biser, Der obdachlose Gott. Für eine Neubegegnung mit dem Unglauben. Herder, Freiburg-Basel-Wien 2005.

Eugen Biser, Glaubenserweckung. Das Christentum an der Jahrtausendwende. Patmos, Düsseldorf 2000.

Eugen Biser, Glaubenskonflikte. Strukturanalyse der Kirchenkrise. Herder, Freiburg-Basel-Wien 1989.

Eugen Biser, Gott im Horizont des Menschen. Glaukos, Limburg 2001.



- Eugen Biser, *Hat der Glaube eine Zukunft?* Patmos, Düsseldorf 1994.
- Eugen Biser, *Jesus. Sein Lebensweg in neuem Licht.* Pustet, Regensburg 2008.
- Odo Casel, *Das christliche Festmysterium.* Bonifatius, Paderborn 1941.
- Balthasar Fischer / Johannes Wagner (Hg.), *Paschatis Sollemnia. Studien zu Osterfeier und Osterfrömmigkeit.* Herder, Freiburg-Basel-Wien 1959.
- Max Frisch, *Entwürfe zu einem Tagebuch.* Suhrkamp, Berlin 2010.
- Karl Hausberger, *Herman Schell (1850-1906). Ein Theologenschicksal im Bannkreis der Modernismuskontroverse.* Pustet, Regensburg 1999.
- Heinrich Kahlefeld, *Das Abschiedsmahl Jesu und die Eucharistie der Kirche.* Knecht, Frankfurt/M. 1980.
- Helmut Krätzl, *Angst in der Kirche*, in: *Diakonia* 38 (2007). Herder, Freiburg-Basel-Wien, S. 419-424.
- Hermann Reifenberg, *Fundamentalliturgie. Band 1 und 2.* Österreichisches Bibelwerk, Klosterneuburg 1978.
- Klemens Richter/Arno Schilson, *Den Glauben feiern.* Grünewald, Mainz 1989.
- Paul-Werner Scheele, *Herman Schell im Dialog. Beiträge zum Werk und zur Wirkung von Herman Schell.* Echter, Würzburg 2006.
- Karl Schlemmer, *Das ganze Leben ist Gottesdienst. Zum katholischen Verständnis der Sakramentalien und Segnungen*, in: *Gottes Volk – Bibel und Liturgie im Leben der Gemeinde* (Nr. 2). Katholisches Bibelwerk, Stuttgart 1994.
- Karl Schlemmer, *Die Gottsuche des Menschen heute angesichts der Situation der Kirchen in unserer Gesellschaft*, in: Willibrord Godel/Anselm Bilgri (Hrsg.), *Mönche und Nonnen. Dialogpartner für solche, die Gott ahnen und ihn suchen (= Andechser Reihe, Band 5).* EOS, St. Ottilien 2001.
- Harald Schützeichel, *Die Feier des Gottesdienstes.* Patmos, Düsseldorf 1996.
- Paul Williams, *Mein Weg zu Buddha und zurück. Warum ich wieder Christ bin.* Pattloch, München 2006.